

Das Leben Alexander Wunderers (Teil 3)

Von Josef Bednarik

Alexander Wunderer in den Jahren 1937-55

Ehe die Nazis in Österreich einmarschierten, hat sich Alexander Wunderer sein zukünftiges Leben wohl ganz anders vorgestellt.

Im April war er 60 Jahre alt geworden und sein Geburtstag wurde mit einem Festkonzert (mit der Aufführung seiner Werke „Festliches Präludium für Hörner und Solotrompete“ sowie der Kantate „Die Jahreszeiten in Ober-St. Veit“) gefeiert, an dem so ziemlich das gesamte musikalische Wien teilnahm:

Im Jahre 1937 feierte man meinen Geburtstag in dem Musikvereinssaal und es gab mancherlei Ehrungen für mich. Ein Komitee hatte sich gebildet unter dem Vorsitz der Gräfin Hartenau, in dem Vertreter aller großen Kunstorganisationen waren. Ich bekam mehrere Orden und Auszeichnungen, wurde Ehrenmitglied vieler Musikvereine und war allgemein bekannt.



Alexander Wunderer als Dirigent beim Festkonzert zu seinem 60. Geburtstag am 17. April 1937 im Brahmsaal des Musikvereins

Alle weiteren unbezeichneten Fotos: Georg Hödlmoser, Zinkenbach

Im Jahre 1937 ging ich in der Oper in Pension und trat damit auch aus dem philharmonischen Orchester aus. Ich habe seit meinen Kindertagen mich danach gesehnt, meinen Lebensabend auf dem Lande zu verbringen, war jetzt 60 Jahre alt, und hatte in Zinkenbach Gelegenheit, meinen Kindheitstraum zu verwirklichen. Man gab mir einen ehrenvollen und günstigen Abgang und ich beschloß an der Akademie zu bleiben, und noch einige Jahre dort zu unterrichten. Es kam aber anders als ich hoffte.

Sein Schüler Ferdinand Raab trat am 1. 9. 1937 seine Nachfolge in der Oper an, Hans Hadamowsky war bereits Anfang des Jahres für den pensionierten Armin Tyroler engagiert worden. Seine Unterrichtstätigkeit an der Akademie wollte er also weiter führen. Über sein Ansuchen wurde er mit Beginn des Studienjahres 1937/38 von der Unterrichtserteilung im Nebenfach Instrumentenkunde mit der Bestimmung enthoben, dass der frei werdende Teil seiner Lehrverpflichtung für die Leitung der Kammermusikübungen zu verwenden sei.

Anschluss an Deutschland und Nazizeit

Am 13. März kam die Hitlerei und verschlang Österreich. Wir waren alle so verblüfft über den frechen Raub, daß wir tatenlos zusahen. Während 400.000 Menschen über den Ring zogen und „Heil Hitler“ brüllten, saßen die anderen 1.600.000 Wiener in ihren Wohnungen und wußten nicht, was geschehen werde.

Wir waren 1934 aus Ober St.Veit weggezogen, weil sich die Besitzverhältnisse mit Herrn Pessl nicht klären ließen und wohnten am Ring Nr. 2 in der Nähe der Urania. Dort, mitten in der Stadt, sahen wir alle offiziellen Aufzüge, die häßlichen Propagandaträume und die Fahnen mit dem verdammten Hakenkreuz.[...] Was mich der Nationalsozialismus (schönes Wort für eine deutsche Sache) kostete, war zunächst die Trennung von Helene. Die kluge Frau erkannte sofort, daß das Verbleiben im Lande gefährlich war und emigrierte im Sommer nach Amerika. Ich ging nicht mit, weil man sonst meine Pension gestrichen hätte, und ich Frau und Tochter nicht hungern lassen durfte, um mich in Sicherheit zu bringen. Das nächste, was man mir nahm, war meine Stellung an der Akademie. Mit einem kleinen Zettel verständigte mich der famose „kommissarische Leiter“ [Franz Schütz] der Akademie, daß ich mit 1. November pensioniert sei. Es war mir sehr angenehm insoferne, als ich nie eingewilligt hätte, daß die Akademie nach nazischen Grundsätzen geführt werde. Der Anlaß zu meiner Pensionierung

war folgender: Ich machte als Fachgruppenvorstand jährlich den Vorschlag, welche Schüler mit Stipendien und Schulgeldbefreiungen bedacht werden sollten. Ich tat das je nach der Bedürftigkeit, der Begabung und dem Fleisse des Schülers. Jetzt bekam ich den Auftrag, besonders jene zu berücksichtigen, die sich um die n.s. Partei hervorgetan haben. Darauf machte ich keinen Bericht, und das war der Anlaß zu meiner Pensionierung.

Im historischen Archiv der Wiener Musikuniversität befindet sich eine sogenannte „Abbauliste“ vom 28. Juli 1938, (Anlage 7). Unter: „Pragmatische Angestellte, deren Pensionierung beantragt ist und aufrechterhalten wird“ findet sich folgende Beurteilung:

„Wunderer ist 61 Jahre, als ausgesprochen judenfreundlich bekannt, auch sachlich als Lehrer nicht mehr auf der Höhe seiner Zeit.“

Als Wunderer von seiner „Beurlaubung“ erfährt, schreibt er am 21. September 1938 einen Brief an Schütz und bittet ihn, seine (wahrscheinliche) Pensionierung bis zum April 1939 hinauszuzögern und ihm zum Dank für seine erfolgreiche Tätigkeit an der Akademie für eine Anerkennung vorzuschlagen. (Hier sieht man, dass Wunderer die Lage wohl ziemlich falsch eingeschätzt haben muss.)

Zürich macht's sicher wieder gut.

Ihre Instrumentenversicherung jetzt von der Zürich*), umfassend, weltweit.

Mitglieder der Wiener Oboengesellschaft erhalten weiterhin besondere Konditionen bei den Prämiensätzen:

Europa 1% Weltweit 2,25%.

Mit der Europa-Dekung ist auch eine kurzfristige Weltdeckung möglich.

Nähere Auskünfte dazu und in allen weiteren Versicherungsfragen, insbesondere zu fondsgebundenen Lebensversicherungen oder zur Pensionsvorsorge gibt Ihnen gerne Ihr Berater:

I. Michael Antonoff

Direktor im Vertrieb

Lassallestraße 7, 1020 Wien

Telefon (01) 217 20 1820, Fax (01) 217 20 1828

*) Zürich Kosmos und Winterthur sind jetzt "Zürich"




ZÜRICH

Schütz leitet die Wünsche Wunderers an das Ministerium für inn. und kult. Angelegenheiten weiter, wobei er die spätere Pensionierung befürwortet, die auch erst mit Ende Juni 1939 wirksam wurde. Gleichzeitig berichtet er auch über die Bitte um eine Auszeichnung und um „vertrauliche Mitteilung“, ob ihm als Antragsteller in der Partei keine Schwierigkeiten erwüchsen, da ja bekannt sei, dass Prof. W. mit der geschiedenen Frau des Friseurs Pessl zusammenlebe. Somit hielt ihn nichts mehr in Wien:

Ich gab sofort meine Wiener Wohnung auf und zog dauernd nach Zinkenbach. Man belästigte mich zwar auch dort, die Gestapo kam und fragte mich über meine Zugehörigkeit zur Freimaurerei aus, ich mußte schändlich hohe Kriegssteuern zahlen, mußte hungern und darben und sah doch das Ende voraus. Ich halte mich hier nicht auf mit der Erwähnung des Schicksals jüdischer Freunde, der Anstrengungen, die ich machen mußte, das Haus zu erhalten, nachdem schon ein gieriger Nazi die Hände ausstreckte.

Ich will Dir nun berichten, daß ich auch Freimaurer war. Im Jahre 1921 wurde ich in die Loge „Wahrheit“ aufgenommen und hatte dort viele schöne Stunden verlebt. Die Freimaurerei hat ihre Vorteile und Nachteile. Ihre Grundsätze von Toleranz, Freundschaft, ihre Symbolik, ihre geistigen Bestrebungen sind wunderschön. Leider finden sich nicht immer die Männer, die solcher schönen Dinge fähig sind und die Loge als Wohltätigkeitsinstitut betrachten, das sie nebenbei auch ist, und als Mittel zu geschäftlichem Erfolg. Daß man die Symbolik geheim hält, ist eine ziemlich kindische Spielerei, denn jeder der die „Zauberflöte“ von Mozart kennt, kann die Zeichen und Bräuche der Freimaurer erkennen. Trotzdem ist die königliche Kunst eine schöne Sache. Die Vorträge in der Loge über die mannigfachsten Sachen habe ich immer gerne gehört und habe gelegentlich selber welche gehalten. Ich habe auch sehr liebe Freunde in der Loge gewonnen und habe nie etwas gesehen, das gegen Moral oder Religion gerichtet war, oder gar politische Dinge berührte. Dagegen haben mir z.B. die Logen Südamerika's im Jahre 1923 sehr geholfen, unsere armen Pensionisten vor Hunger zu schützen dadurch, daß sie mir reiche Mittel zur Verfügung stellten. Freilich hat mich später meine Zugehörigkeit zur Loge bei den Nazi verdächtig gemacht. [FSB]

Sein Privatleben wurde also in vielerlei Hinsicht in Mitleidenschaft gezogen:

Zum einen durch die Flucht seiner Lebensliebe Helene Pessls. Sie war so vorausschauend, die Gefahr, die sich durch ihre jüdische Abstammung ergab, zu erkennen und emigrierte noch 1938 nach New York, wo schon ihre Tochter Jella wohnte und als Cembalistin Karriere gemacht hatte. Da Wunderer sich den Verpflichtungen gegenüber seiner offiziellen Frau nicht entziehen wollte und befürchten musste, dass man seine Pension streichen würde, falls er emigrieren würde, blieb er im Lande, versuchte aber sich so gut wie möglich in Zinkenbach der Welt und deren unangenehmen Einflüssen zu entziehen. Neben anderen Enttäuschungen, auch seine Familie betreffend, traf ihn die Entfremdung von Franz Schmidt wohl am meisten.



Porträtfoto Alexander Wunderer

Foto Christina Clark, USA

Franz Schmidts letzte Jahre

Im September kam Franz Schmidt zu Besuch nach Zinkenbach. Da auch die Töchter von Helene, Jella und Margit Pessl anwesend waren, wurde viel musiziert und Schmidt sang und spielte ihnen aus dem „Buch mit sieben Siegeln“ vor. Auch zwei Orgel-Manuskripte hatte er mitgebracht, wovon Wunderer das Präludium und Fuge in A-Dur für Bläser setzen wollte. Es wurden viele Ausflüge gemacht, doch Wunderer war über den Gesundheitszustand seines Freundes bereits sehr bedrückt, da dessen Körper durch lange Krankheit alt und schwach geworden war. Edith Steinbauer kam etwas später nach Zinkenbach und hatte einen Filmapparat dabei, mit dem sie Schmidt aufnahm. Erwähnenswert ist, dass es auch eine kurze Aufnahme von Wunderer gibt, die wahrscheinlich 1938 gefilmt wurde, und worin er versucht, Rad fahren zu lernen.

Bei der Rückreise fuhren Wunderer und Schmidt mit dem Dampfschiff von Linz nach Wien, und wir können aus dem folgenden Text erkennen, wie sehr Schmidt Wunderer eigentlich verkannte:

Schmidt liebte die Donau wie ich und wir genossen die schöne Fahrt mit Behagen, speisten gut und hatten einander eine Menge zu sagen, wie immer. Stets war ich der Empfangende, denn ich wusste sein reiches Wissen über Musik sehr zu schätzen und von Musik war oft die Rede. Schmidt war seiner Veranlagung nach fast ausschliesslich Musiker, wenngleich er auch sonst viel Lebensklugheit besass. Er war aber in Musik allein wirklich gross und genial und hatte weder in den anderen Künsten noch in Naturwissenschaft besondere Kenntnisse. Einmal sagte er zu mir: „Dein Leben ist auch ganz auf Musik aufgebaut“. Ich war etwas betroffen über diese Ansicht, denn sie war nicht richtig. Sosehr ich Musik liebe und mich damit mein Leben lang intensiv beschäftigt habe, war mein Interesse für andere Künste und für Naturwissenschaft und allgemeines Leben (Philosophie) so gross, dass ich mich zersplittert habe. Wie hätte ich sonst so viele Gedichte, Romane und dergleichen geschrieben. Er, den ich hauptsächlich über musikalische Verhältnisse fragte, musste natürlich annehmen, dass ich mein Leben „ganz auf Musik aufgebaut habe“ was nur teilweise richtig war, doch konnte er das von seinem Standpunkt aus nicht begreifen. Ich weiss, wie schwer eine Verständigung zwischen Mensch und Mensch ist und daher kommt meine vielleicht seltsame Ansicht,

dass ein Mensch nur ein Egoist sein kann, weil sein ganzes Wesen ihn darauf verweist.

In der Franz Schmidt Biographie wird dieser Zeit der Entfremdung Schmidts breiter Raum gewidmet:

Im Laufe des Winters 1937-38 gingen die politischen Wogen recht hoch. Nach dem Morde an Dollfuss war alles in Gärung, doch habe ich mich nicht viel darum gekümmert, weil ich doch die Folgen dieser Schweinereien nicht ahnen konnte. Am 13. März 1938 kam der Umsturz, der für unser Leben so bedeutsam wurde. Ich sah trübe Zeiten voraus, die dann auch pünktlich eintrafen.

Etwa Ende März oder Anfang April machte ich einen meiner gewohnten einsamen Waldspaziergänge. Nach meiner Gepflogenheit ging ich um 6 Uhr morgens weg, nahm im Marktkaffee auf der Landstrasse mein Frühstück und fuhr dann nach Liesing, da ich vor der Heimfahrt Schmidt aufsuchen wollte. Ich ging in den Bergen westlich von Perchtoldsdorf herum und meine Gedanken waren nicht sehr freundlicher Art, denn es war bei dir [Helene Pessl] bereits der Entschluß aufgetaucht, vor der Nazi Herrschaft nach New York zu fliehen, was ich vorerst für eine übertriebene Furcht hielt. Später habe ich gelernt, deinen Entschluss zu segnen.

In ernster Stimmung kam ich um etwa 1/2 11 zu Schmidt. Er lag noch im Bett, stand aber auf als ich kam und zog sich an. Sein Wesen war auffallend nervös und fahrig, er sprach sehr lebhaft und ich hörte schweigend zu. Zunächst breitete er sich über die neue Nazi Herrschaft aus und erwartete davon goldene Zeiten, wie so viele Menschen die nicht begriffen, wie das Wesen des Nazismus war. Besonders erhoffte er ein neues Ehegesetz, das ihm gestatten würde seine zweite Frau, mit der er nur standesamtlich aber nicht kirchlich getraut war, zu heiraten. Ich hörte das mit sehr gemischten Gefühlen. Für mich war Frau Margarethe seine rechtliche Frau und ich brauchte dazu nicht die Bestätigung durch eine Kirche. Dass er jenen lebenden Leichnam, seine erste Frau, die im Irrenhaus dahindämmerte je in finanzieller Not lassen würde, war bei seiner vornehmen ehrlichen Art nicht anzunehmen, und dass ihm um die offizielle Anerkennung seiner zweiten Ehe durch die Welt zu tun war, wollte ich nicht annehmen. Ich war damals im fast gleichen Falle wie er, schleppte auch so einen lebenden Leichnam auf meinem wirtschaftlichen

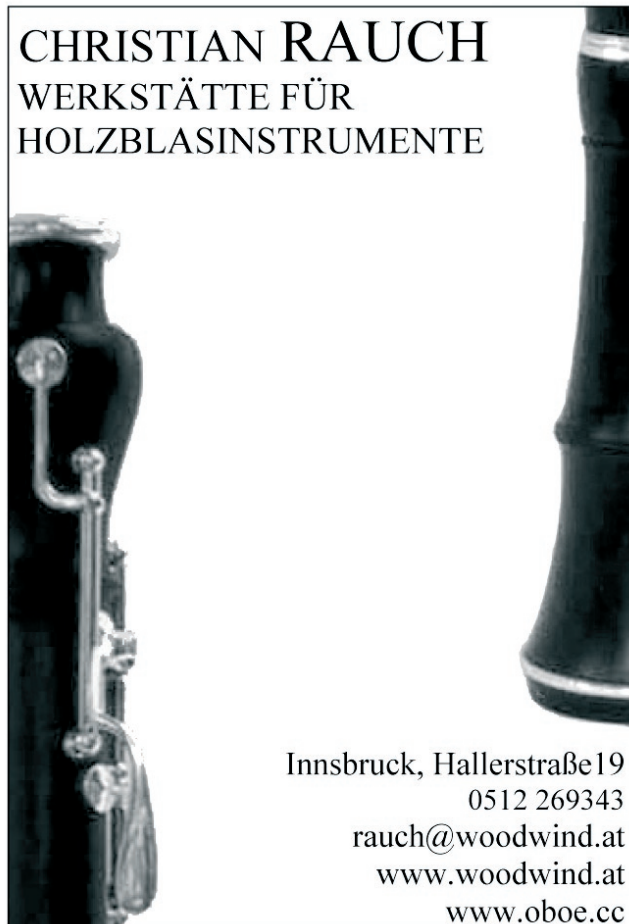
Rücken, dachte aber nicht im Entferntesten daran, mich Verpflichtungen zu entziehen, die ich in meiner Jugend eingegangen war. Die Angst, dass man meiner Frau die Pension entziehen würde, wenn ich mit dir nach Amerika auswanderte war der Hauptgrund, weshalb ich da blieb und nicht mit dir ging, denn es ist nicht meine Art andere in Not zu bringen um selber ein schönes behagliches Leben genießen zu können. Das Glück, das ich an deiner Seite gefunden habe, war so unendlich gross, dass ich mich nicht darum gekümmert habe, ob andere dich als meine Frau anerkennen oder nicht. Schmidt war von seiner ersten Frau geschieden und mit der zweiten standesamtlich getraut. Und dennoch hoffte er auf ein neues Ehegesetz? Ich vernahm es nach meiner gewohnten Art schweigend und dachte wieder nach meiner Art über den Fall nach. War ihm durch seine Krankheit der sonst so helle Verstand so getrübt worden, oder war dieser Mann eine seltsame musikalische Hypertrophie bei sonstiger betrüblicher Beschränktheit?

Seine Frau brachte sein Frühstück und mischte sich in das Gespräch. Ich weiss, dass sie antisemitische Neigungen hatte. [...]

Darüber und dass auch unsere anderen jüdischen Freunde zu leiden haben würden, ging Schmidt leichtfertig hinweg und brachte das Gespräch auf den hauptsächlich jüdischen Journalismus, den ich freilich an sich auch immer für eine Giftblüte gehalten habe, nicht nur weil er zufällig hauptsächlich von Juden betrieben wurde, sondern weil ich die Journalisten überhaupt für eine Giftblüte halte. Er schimpfte weidlich auf den verstorbenen Kritiker Specht, der einmal geschrieben hatte, seine Oper „Fredigundis sei ein „Tineff“. Ich grinste, weil ich an das ganze Verhältnis Schmidts zur Kritik denken musste, das ich für völlig unsinnig seit jeher hielt. Logischerweise verhält man sich mit den Kritikern, oder man verachtet sie restlos (ich bin für das Letztere) aber es ist unsinnig, über sie offen zu schimpfen und sich dann zu ärgern, wenn sie sich schlecht benimmt. [...] Ich schwieg wie immer und er nahm das wie die meisten Menschen als Zustimmung. Hätte er mir meine Gedanken ansehen können, er wäre vielleicht entsetzt gewesen. Unter dem Vorwand, ich müsse zum Mittagessen zu Hause sein, verabschiedete ich mich bald und ging traurig und nachdenklich nach Hause. Ich wusste nicht, dass ich ihn damals zum letzten Mal sah, auch bin ich nicht so sentimental veranlagt, dass mich die Tatsache, dass

ich oder andere Menschen jeden Tag, jede Stunde sterben können, besonders aufregt. Dennoch war mir leid, dass ich diesen sonst so verständigen und guten Menschen Schmidt geistig so zerfallen sah. Ich liebte ihn deshalb nicht weniger und bin dem Schicksal unendlich dankbar, dass ich ihn mir so nahe erleben durfte, aber ich war unsagbar traurig über den Verfall dieses grossen Geistes! Wenn Gott oder die Natur oder das Schicksal eine so wunderbare Menschenblüte geschaffen hatte, wie Franz Schmidt, warum mussten die zuerst so hässlichen Flecken kommen, bevor sie den Weg alles Stoffes bekam? Muss eine Hypertrophie, wie es die seine auf musikalischem Gebiet war, auf jeden Fall durch einen Mangel auf anderer Seite bezahlt werden? Wie furchtbar ist das Dasein und wie scheußlich alles Leben. Ich äusserte meine Betrübnis gegen niemanden, auch nicht gegen dich, denn auch du hättest mich damals nicht verstanden, so liebtest du mit mir den Freund. Ich dachte mit wehmütiger Erinnerung an seine positiven Seiten, an seine Genialität, seine treue Anhänglichkeit an mich, an die vielen schönen Stunden, die wir zusammen verlebt hatten. Sollte ich mir das schöne Bild verderben?

CHRISTIAN RAUCH WERKSTÄTTE FÜR HOLZBLASINSTRUMENTE



Innsbruck, Hallerstraße 19
0512 269343
rauch@woodwind.at
www.woodwind.at
www.oboe.cc

Sollte ich zuschauen, wie eine harte grausame Natur diesen edlen Geist vor dem Tode zerstörte? Konnte ich dem Freunde helfen? Sollte ich allen den falschen Anschauungen und Unsinnigkeiten entgegentreten, mit der sicheren Voraussicht, dass ich bei dem noch immer so Eigensinnigen nicht mehr erreicht hätte, als ein offenes Zerwürfnis? Also beschloss ich wie schon oft in meinem Leben ein absolutes Schweigen gegen Jedermann. Für mich selber war ich egoistisch genug, mich innerlich abzuwenden von dem liebsten Freunde, den ich gehabt habe, und halb unbewusst folgte ich meiner Empfindung, dass ich mir das schöne Bild nur so nicht verderbe, wenn ich ihn meide. Verstehe mich recht. Aus Liebe folgte ich meinem Instinkte, der mir sagte: es ist nicht schön, wie der Mensch zugrunde geht, und wo ich nicht helfen kann, halte ich mich ferne.

Mittlerweile kam ich durch die verdammte Naziherrschaft selber in mancherlei Bedrängnis. Im August 1938 musste ich mich von dir trennen, im September warf man mich aus der Akademie hinaus. Schliesslich verbarg ich mich in der Einsamkeit von Zinkenbach so gut es ging von der immer böser und brutaler werdenden Partei.

Soviel ich weiss, warst du im Laufe des Sommers, bevor du nach Amerika fuhrst, bei Schmidt, denn du hast mich aufgefordert, ihn zu besuchen oder ihm mindestens zu schreiben. Ich habe ihm daraufhin noch eine Karte geschrieben, konnte es aber nicht über mich bringen, ihn noch einmal zu sehen. [FSB]

Wunderer erhielt im Herbst 1938 noch zwei Briefe Schmidts, in denen er ihn um einen Besuch bat. Wunderer war erschüttert, konnte sich aber nicht überwinden, seinen Freund aufzusuchen und beantwortete diese Briefe auch nicht mehr.

Nach dem zweiten Brief wäre Wunderer fast noch einmal nach Wien gereist, hätte er nicht etwas erfahren, was ihn wohl zutiefst verletzt haben musste:

Mir krampfte sich das Herz zusammen. Beinahe war ich geneigt, trotz aller Bedenken nach Wien zu fahren und ihn noch einmal zu sehen. Da erfuhr ich gerüchtweise etwas, das mich entsetzte: er habe eine „Hymne an den Führer“, an jenen Elenden, der Deutschland umgebracht hat, was jeder halbwegs Vernünftige damals schon voraussah, geschrieben.

Seine Umgebung (seine Frau hatte wohl den grössten Anteil daran) hatte den alten kranken Mann dazu überredet, und seine stets masslose Eitelkeit hoffte auf einen letzten Erfolg. Ich hatte damals schon

allen Grund, alles was mit dem Nationalsozialismus zusammenhing, zu hassen und zu verachten. Dass er mir nun das Ende einer 50-jährigen Freundschaft zerstörte, erfüllte mich mit berechtigtem Groll. Ich schwieg wie immer, wenn ich negative Gefühle hatte, schrieb nicht und fuhr auch nicht nach Wien. Den Kopf in meine eigenen Arbeiten gesteckt, wandte ich mich bewusst von allem Elend ab, in das die Welt schon damals durch die Dummheit der Menschen gekommen war. Es war kein erfreulicher Zustand und du kannst mir glauben, dass ich damals der Bitternisse mehr erlebte, als in meinem ganzen übrigen Leben zusammen genommen. Ich konnte vor den Menschen schweigen, aber nicht vor mir; und alles, was ich mir sagen musste, war unsagbar traurig und bedrückend.

Wunderer erhielt die Nachricht vom Tod seines Freundes Franz Schmidt, der am 11. Februar 1939 gestorben war, auf Umwegen:

Ich war zunächst von dem Tode des Freundes so bedrückt, dass ich der Nebenumstände kaum gedachte. Mein federndes Gemüt, das jede schwerste Belastung durch das Schicksal erträgt, liess mich auch den Tod Schmidts ertragen, doch war mir die Welt um vieles ärmer geworden und das Leben erschien mir erbärmlicher als jemals.

Der Tag erforderte, dass ich den Kopf kühl hielt. Der verbrecherische Anschlag auf das Haus, das von dem Dreckreich, das errichtet worden war, als sein Eigentum erklärt worden war, musste abgewehrt werden, [...] die Gestapo besuchte mich in meinem Hause und von aussen kam eine Hiobsbotschaft nach der anderen. Meine Pensionsangelegenheit musste geordnet werden, denn man hatte mir vom Oktober 1938 bis Juni 1939 weder Gehalt noch Pension geschickt. Im Drange aller dieser Ereignisse hatte ich Zeit genug, den Schmerz um den Tod des Freundes zu überwinden. Anfangs Juni 1940 fuhr ich nach Wien, da wir bei Gräfin Clam-Gallas die kleine Fassung meiner II. Kantate aufführten. Julius Peter spielte den Klavierpart und ich ging zu ihm, um ihm die Stimme zu bringen. Er, der auch ein Schüler Franz Schmidts war, zeigte mir die eben erschienene Partitur des letzten Stückes von Schmidt. Es heisst: „Deutsche Auferstehung“ und ist über einen Text gemacht, den ein Nazi namens Dr. Dietrich gemacht hat. Schmidt hat das Werk nicht vollendet und sein Schüler Dr. Robert Wagner hat es nach vorhandenen Skizzen fertig gemacht.

Ich hatte keine Zeit (und keine Lust) mich mit der

Musik zu beschäftigen, las aber den Text durch, der eine hündische Anbetung des Hitlers war. Als ich zu dem Satze kam „Führer gebiete, wir folgen dir“ machte ich die Partitur zu und gab sie Peter zurück. Ich schwieg gegen Peter, dessen Gesinnung mir unbekannt war; und damals musste man mit seinen Äusserungen gegen Jedermann vorsichtig sein, den man nicht ganz genau kannte, denn man riskierte sonst Gefängnis, selbst Tod. Als ich mich von Peter empfohlen hatte und wegging, konnte ich erst über das [Gesehene] nachdenken. Schmidt hat mit diesem Werke alle Grundsätze verraten, die wir so oft einträchtig besprochen hatten. Er, der Katholik aus künstlerischer Überzeugung, der begeisterte Ungar, der Freund vieler Juden, [...] der Freimaurer (ich wusste das Schmidt Freimaurer war, er wusste es aber nicht von mir und deshalb sprach er mit mir nie davon), der internationale Künstler, der die Franzosen so liebte, der Mendelsohns Streichquartette so gerne spielte, der mir Heines Gedichte vorlas, er bekannte sich offen zum Nationalsozialismus. War er wirklich so dumm, dass er die Grundsätze Hitlers und seiner Anhänger nicht begriff?

Sah er nicht die Folgen dieser Lehren voraus wie ich? War er wirklich so masslos eitel und erfolgssüchtig, dass er ohne Bedenken Worte vertonte, die seinen sonstigen Anschauungen gänzlich entgegen waren? Dann: konnte er vergessen, dass du eine Jüdin warst und dass ich von den Verbrechern so geschädigt wurde? Vergass er sein ganzes Leben, das durchaus nicht das eines Nationalsozialisten war? Alle diese Gedanken stürmten auf mich ein. Doch das gedruckte

Zeugnis seines Verrates war vor mir gelegen und liess sich nicht ableugnen. Traurig stellte ich fest: der Freund war mir zum zweiten Male gestorben. Ich bin nicht der Mensch, den persönliches Unglück umbringt. [...] Ich habe sogar die Trennung von dir überlebt. Aber glaube mir, von allen Greueln der Schreckenszeit hat mich der Fall Schmidt am tiefsten getroffen. Ich wusste nicht, was tatsächlich vorgegangen war, konnte mir aber ungefähr denken, dass man den armen Kranken im nationalsozialistischen Sinne bearbeitet hatte. Seine Frau mag daran einen Hauptanteil gehabt haben, Schütz hatte sicher kräftig mitgeholfen und Kabasta, der Kalfakter, der ihm einst gesagt hatte, dass katholisch Trumpf sei und er die Apokalypse des heiligen Johannes vertonen müsse, hat sicher auch die jetzige Konjunktur als vielversprechend hingestellt, und so kam die Untat zustande.

Das Ungeheuerliche, das dann geschah, hat mich nicht tiefer berührt: man machte in üblicher Geschichtsfälschung (darin waren die Herren ja gross) aus Schmidt einen nationalsozialistischen Komponisten, führte seine Werke auf und feierte seinen „deutschen Sinn“. Als das geschah, konnte ich schon wieder höhnisch grinsen, doch beschloss ich, eine Biographie Schmidts, oder besser gesagt meiner lebenslangen Freundschaft mit Schmidt zu schreiben; damit die Welt einmal, wenn sich die Verhältnisse zum so und so often Male geändert hatten, wisse, wer Schmidt in Wirklichkeit war. Das musste damals mit der gebotenen Vorsicht geschehen, denn ich war ein „Verdächtiger“ und musste darauf gefasst sein, dass man in üblicher Art meinen Schreibtisch durchstöberte. [FSB]



Achim Reichmann

Mareike Bruns

Meisterin für

Holzblasinstrumentenbau

Generalüberholungen • Reparaturen • Umbauten • Restaurierungen

**Ein gutes Instrument
braucht eine bessere Pflege!**



Mollardgasse 85a/ Stiege 3 • A-1060 Wien

Tel.: +43/(0)1/595 42 47-32 • Fax: DW-34 • Mobil: 0664/511 72 62 • E-mail: m.bruns@aon.at

Diese lebenslange Freundschaft hatte ihm sehr viel bedeutet und es hat ihn später noch oft beschäftigt, damals den Freund gegen seine Gewohnheit nicht von der Komposition der „Deutschen Auferstehung“ abgeraten zu haben.

Aus den „Persönlichen Betrachtungen zur Musikgeschichte“:

Das letzte Werk Franz Schmidts ist eine politische Hymne, die ich nicht kenne und auch nicht kennen mag. Er war bereits sehr krank, als man ihn dazu überredete; ich war ferne von ihm, zurückgezogen in meine Einsamkeit und so kam das Ding zustande. Wäre ich bei ihm gewesen, diesmal hätte ich meinen ganzen Einfluss zum ersten und letzten male aufgeboten, um ihn, den grossen, freien und gänzlich unpolitischen Geist, von dieser Tat abzuhalten.

Durch diese Ereignisse kam eine lang verdrängte Leidenschaft wieder zum Vorschein:

Erst als ich 1938 von den Nazi's aus der Akademie hinaus geworfen wurde, fand ich in Zinkenbach Zeit und Muße, neue eigentliche Werke zu schreiben. Ich schrieb dann ziemlich viel, das Du in dem Verzeichnis vermerkt findest. Zunächst eine große Kantate „Die Tageszeiten“, dann viel Kirchensachen, wozu mich der Umstand brachte, daß ich mit der Kirche St. Wolfgang in nähere Verbindung kam. Zuerst sang ich bloß im Chor mit, als dann der alte Organist Westentaller starb, war ich der einzige Orgelspieler im Orte und

versah den ganzen Kirchendienst, was gar nicht leicht war, denn es gab damals jede Woche zwei oder drei Requiens für Gefallene. Im Sommer ergab es der Zufall, daß treffliche Künstler zur Verfügung standen, wie Frau Anni Thomas und Rosel Price, die bei mir wohnte, Schwager Winkler, Dr. Sonndorfer und sein Enkel sowie andere, worauf ich für jeden Sonntag ein Offertorium und mehrere Messen schrieb.

Mein erstes Streichquartett schrieb ich mit 63 Jahren getreu meiner Ansicht, daß man diese schwerste Gattung der Kammermusik erst im höheren Alter schreiben soll, wenn man genügend kann. Edith Steinbauer führte es mit ihrem Quartett in Wien auf, und damals war ich noch so gierig, Kompositionen von mir hören zu wollen, daß ich eigens nach Wien fuhr. Später schrieb ich noch zwei Quartette, die ich aber nie gehört habe. Was ich sonst noch schrieb, findest Du im Verzeichnis.

In den „Persönlichen Betrachtungen zur Musikgeschichte“ führt Wunderer auch noch einen anderen Grund an, weshalb er sich erst zu dieser Zeit wieder dem kompositorischen Schaffen zuwandte:

Hier wäre es am Platze zu bemerken, daß Schmidt es war, der meine eigene kompositorische Fähigkeit gänzlich unterdrückte. Ich hatte in meiner Jugend Einiges geschrieben und bei andauernder Beschäftigung wäre vielleicht Brauchbares herausgekommen. Als ich jedoch sein überragendes Können und seine ausserordentliche Begabung erkannte, wurde meine



JOHANN VOTRUBA
Meisterwerkstätten für
Holz- und Blechblasinstrumente

1070 Wien

Lerchenfelder Gürtel 4

Tel. +43 / 1 / 523 74 73

2700 Wiener Neustadt

Herzog Leopold-Straße 28

Tel. +43 / 02622 / 229 27

Beethovengasse 1

Tel. +43 / 026 22 / 229 27 13

Homepage: www.votruba-musik.at

E-Mail: musikhausvotruba@aon.at



Zinkenbacher Impressionen: Alexander Wunderer im Kreis seiner Schüler und mit Oboe

kleine Pflanze von dieser Sonne verbrannt, und erst als sie erloschen war, schrieb ich einige Musik. Es war und ist mir nicht leid, mein kleines Talent der Betrachtung seines grossen aufgeopfert zu haben, denn was ich sah, war zu schön, als daß ich meine möglichen Werke bedauern könnte.

Er unterrichtete auch zahlreiche Kinder in Zinkenbach, natürlich alle umsonst. Camillo Öhlberger berichtet in den „Philharmonischen Capriolen“, dass der Flötist Rivière während der letzten Kriegstage im Zinkenbacher Haus heimlich Aufnahme fand.

Die Hochzeit seines Sohnes Robert 1940 und die Geburt seines Enkels Robert, der genau am 24. Dezember 1942 als Weihnachtsgeschenk zur Welt kam, waren die wenigen glücklichen Ereignisse dieser Jahre. 1940 ist auch sein Bruder Richard (ebenfalls Oboist in der Wiener Staatsoper und Mitglied der Wiener Philharmoniker) und 1944 seine jüngste Schwester Anna, verheiratete Winkler, gestorben.

Ende des 2. Weltkriegs

Ich habe Dir nunmehr die letzte Zeit meines Lebens zu schildern und knüpfe bei dem „Umfall“ des Hitlerreiches an. Sowie die Amerikaner kamen und uns zu einer amerikanischen Kolonie machten (heil uns, daß sie es taten) ging es uns in mancher Beziehung besser. Vor allem war eines sehr erfreulich: man ließ mich in Ruhe und ich war kein Volksgenosse mehr. Daß der Staat unter fremder Leitung war, kümmerte mich herzlich wenig. Es gab zu essen, zu rauchen, man wurde nicht „gleichgerichtet“ und hatte kaum eine behördliche Belästigung. Was das Geld anbelangt, war es zeitlebens ein Schwindel, und ich mußte mich jeweils danach richten, was ich auch mit möglichst wenig an Gedanken und Gefühle tat. [...]

Nach Jahren der Einsamkeit, die ich seit 1938 in Zinkenbach, meinem „glänzenden Gefängnis“ arbeitend verbracht habe, gab mir der Umfall des Dreckreiches, das Hitler errichtet hatte, den Weg ins Freie. Jahrelang hatte ich von Helene nur über Umwege (eine Tante in Bologna und unsere alten Freundin Genia Hoffmann in Stockholm) spärliche Nachrichten erhalten. Nun konnte ich ihr wieder ungehindert schreiben und tat es ausreichend. Als die Zeit der Lebensmittelkarten, Raucherkarten, behördlicher Belästigung und des ominösen Grußes „Heil Hitler“ vorüber war, nahm mein Leben einen neuen Aufschwung.

Unterricht am Mozarteum Salzburg (1946-49)

Im Jahre 1945 fürchtete ich, daß meine Pension wertlos werden würde und ich nicht genug Geld haben würde, mich zu ernähren. Ich hatte im Jahre 1923 das Elend unserer Pensionisten gesehen und fürchtete ähnliche Zustände. Deshalb bewarb ich mich um eine Stellung am Mozarteum, wo man mich bereitwillig als Lehrer aufnahm und mir ein anständiges Gehalt gab. Zu meiner Freude sah ich später, daß die Regierung diesmal die Pensionisten nicht vergaß. Die Pensionen stiegen mit den Löhnen und das benahm mir die Sorge für meine Ernährung. Auch benahmen sich die Philharmoniker äußerst nobel und schickten den Pensionisten außer der regelmäßigen kleinen Pension bedeutende Zuschüsse, so daß mir nie das Geld mangelte, dessen ich bedurfte.

In den Mozarteum-Jahresberichten ist zu lesen: *Regierungsrat Professor Alexander Wunderer hat ab 8. März 1946 vertretungsweise den Unterricht im Fach Oboe übernommen*“ und die Anzahl der Oboenschüler wird mit zwei angegeben. Den früheren und nach dem Krieg wiedereingesetzten Leiter des Mozarteums, Dr. Bernhard Paumgartner kannte Wunderer seit seiner Jugend. Sie hatten „ungezählte Male im Hause des Baron Wieser (Beatrixgasse) miteinander musiziert,

Bach vor allem und auch Mozart.“ (aus Otto Biba: Die Unvergleichlichen, Die Wiener Philharmoniker und Salzburg, S. 61). Im Studienjahr 1946/47 sind es bereits drei Schüler und unter den Schulnachrichten finden wir:

Anläßlich des 70. Geburtstages von Reg.-Rat Prof. Alexander Wunderer, Ehrenpräsident der Wiener Philharmoniker und Professor an der Staatsakademie in Wien i. R., der seit dem Wiederaufbau der Musikhochschule Mozarteum dem Institute als Lehrer für Oboe angehört, wurde am 17. April 1947, im Wiener Saal eine Feststunde veranstaltet. Nach der musikalischen Eröffnung mit einer Motette von Joh. Seb. Bach durch die Kantorei der Musikhochschule Mozarteum unter Thomas Christan David sprach in Vertretung des Direktors Prof. Dr. Egon Kornauth dem langjährigen Vorstand der Wiener Philharmoniker und großen Künstler die Glückwünsche des Mozarteums aus. Gleichzeitig stattete Dr. Kornauth aber auch den Dank dafür ab, daß Reg.-Rat Prof. Alexander Wunderer als Wahlsalzbürger von seinem Ruhesitz im Salzkammergut aus, sein reiches Wissen der Musikhochschule Mozarteum zur Verfügung stellt. In den anschließenden Glückwünschen von Reg.-Rat Dr. Gustav Pichler für die Landesregierung Salzburg, Vizebürgermeister Dr. Griefenböck für die

Neuanfertigungen, Reparaturen, Spezialanfertigungen

Meisterwerkstatt für Holzblasinstrumente

André Constantinides

Trautbach 5

3491 Elsbarn

Tel: 0664-9202850

Fax: 02735-79440

E-Mail: holzblasinstrumente@utanet.at

Internet: www.constantinides.at

Donnerstag, den 17. April 1947, um 18 Uhr im Wiener Saal

FESTSTUNDE

zum 70. Geburtstag von

Regierungsrat Prof. Alexander Wunderer

Programm:

Johann Sebastian Bach Achtstimmige Motette über den Choral: „Singet dem Herrn ein neues Lied“.

Die Kantorei der Musikhochschule unter der Leitung von Thomas Christian David

A n s p r a c h e n

Alexander Wunderer Drei Herbstlieder für Bariton, Viola, Klarinette und Klavier, nach Texten des Komponisten.

„Herbstlied“
„Die Schlange“
„Herbstliche Liebe“

Willi Leitner, Landestheater, Bariton; Gustav Gruber, Viola;
Alois Heine, Klarinette; Rolf Maedel, Klavier.

Alexander Wunderer Sonate G-Dur für Viola und Klavier (Uraufführung)
Andante—Tanz—Rondo—Ballade

Gustav Gruber, Viola; Rolf Maedel, Klavier



Programm der Feststunde zum 70. Geburtstag (links), Wunderer in Zinkenbach 1946 (rechts)

Stadtgemeinde Salzburg und Walther Muck für das Mozarteum-Orchester und die Musikergewerkschaft spiegelte sich nicht nur die Verehrung für den ausgezeichneten Lehrer und Musiker, sondern auch für den Förderer des Salzburger Festspielgedankens wieder, dessen unwandelbarer Treue Salzburg vielfältige Anregung für sein Aufblühen als Festspielstadt verdankt. Nach Dankesworten des Jubilars wurden von Willi Leitner (Bariton), Gustav Gruber (Viola), Alois Heine (Klarinette) und Rolf Maedel (Klavier) Werke Alexander Wunderers musiziert.

Über Antrag des Bundesministers Hurdes wurde Reg.-Rat Professor Alexander Wunderer vom Bundespräsidenten mit Entschließung vom 16. April 1947 der Titel Hofrat verliehen.

Im Schuljahr 1947/48 wird Wunderer als Lehrer für Oboe, Bläserkammermusik und Elementarlehre für Bläser, die Anzahl der Oboenschüler ist mit drei gleichgeblieben, angeführt. 1948/49 gibt es bereits vier Oboestudenten,

und unter Personalmeldungen folgendes zu lesen:

Hofrat Prof. Alexander Wunderer trat am 17. Jänner 1949 einen Urlaub für eine Reise nach Amerika an, um dort an der Sunny Hills School, near Wilmington eine Musikabteilung neu aufzubauen. Den Unterricht im Fach Oboe übernahm ab dem II. Semester Prof. Robert Jäckel. Das Fach Instrumentenkunde wurde an Dr. Ernst Reichert, das Fach Bläserkammermusik an Ernst Reindel übertragen.

Leider konnte ich auf Grund der Sanierung der Asbestschäden im Gebäude des Mozarteums und den damit verbundenen Schwierigkeiten (Auslagerung und Rückübersiedlung) noch nicht in eine eventuell vorhandene Personalakte und Schülerliste Einblick nehmen. Ich weiss nur sicher, dass Herr Georg Hödlmoser aus Zinkenbach (aus dessen Besitz die meisten der hier veröffentlichten Fotos stammen) einer seiner Schüler auf der Wiener Oboe war.

Übersiedlung nach Amerika

Was ich in Amerika erlebt, gedacht und gearbeitet habe, findest Du getreulich in meinem Tagebuch verzeichnet. Es war sehr schön und interessant dort und ich lebte in den besten persönlichen Verhältnissen. Ich war wieder mit Helene vereint, wenn ich sie auch weit nervöser und unduldsamer fand, als vorher. Sie hatte einen neuen Beruf ergriffen und war meine Assistentin im Unterrichten geworden, wobei sie die kleinen Kinder übernahm. Sie machte das ausgezeichnet, weil sie Kinder besser behandeln kann als ich. Mit Margit und ihren Kindern erlebte ich viel Freude und ergänzte ihr Familienquartett auf der Viola bis sie 1950 den braven Dick Cartwright heiratete, der mir bald ein lieber Freund wurde. Er war der begabteste und netteste Amerikaner, dem ich begegnet bin. Ausgezeichnet gebildet lernte ich von ihm viel in Literatur und er von mir in der Musik. Er spielte etwas Klavier, lernte aber auf Margits und mein Anraten Violaspielen, wobei er so fleißig war, daß er in einem Jahr Haydnquartette spielen konnte. Wir machten viel Musik zusammen, und ich habe für die Cartwright's manches Stück geschrieben. Die Leitung der Schule behandelte mich sehr zuvorkommend, und ich hatte wirklich ein gutes Leben.



Karikatur Florey: Wunderer gezeichnet während seiner Instrumentenkunde-Vorlesung am Mozarteum Salzburg 1948



Alexander Wunderer und Helene Pessl in Amerika

Rückkehr nach Zinkenbach

Was ich entbehrte, war die Gegenwart von Sohn und Enkel und die Abwesenheit meiner geliebten Berge und des Hauses in Zinkenbach. Deshalb beschloß ich, wieder nach Europa zu übersiedeln und fuhr im Mai 1951 nach Hause. Helene begleitete mich, fuhr jedoch wieder zurück nach Amerika, weil sie ihre Stellung an der Schule nicht aufgeben wollte. Sie sei zu jung dazu, sagte sie. Ich aber war bereits 74 Jahre alt und verlor die Freude am Unterrichten. Zu Hause angekommen, freute ich mich der altvertrauten Verhältnisse und fuhr schon im August nach Karlstein, wo ich Dich wiedersah. In Karlstein und später in Zinkenbach schrieb ich im Herbst 1951 bis 14. Februar 1952 nicht weniger als acht Kammermusikwerke und lebte wieder ein Leben, das mich vollständig befriedigte.

Die letzten Jahre (1952-55)

Dann kam der ärgerliche Unfall mit dem Beinbruch. Am 14. Februar fuhr ich bei heftigem Schneetreiben mit dem Omnibus nach Salzburg, um einer Sitzung bei Gruber mit dem Radiomann beizuwohnen, denn man wollte zu meinem 75. Geburtstag mein Klavierquintett aufführen. Vorher machte ich Besorgungen und kam beim Einkaufen zur Samenhandlung Stumpf, gegenüber der Kollegienkirche. Auf meinem linken Schuh hatte sich ein Schneeball gebildet; ich rutschte aus, fiel nach hinten und hatte das rechte Bein am Schenkelhals gebrochen. Die Marktweiber hoben mich auf und setzten mich auf einen Sessel. Ein dort stehender Wachmann telefonierte um ein Rettungsauto, das mich in das Landeskrankenhaus brachte, und in einer halben Stunde seit dem Unfall lag ich im Bett des Krankenhauses in der peinlichen Maschine, die man „Extension“ nennt.

Trotz anfänglicher Depression und zeitweiligem Verlust seines Lebenswillens ging es mit ihm doch wieder bergauf:

Am 1. April wurde ich „genagelt“, in den gebrochenen Knochen wurde ein langer Nagel eingetrieben. Ich brauchte nun nicht mehr stets in der gleichen Rückenlage liegen [...] Am 11. April feierte man meinen 75. Geburtstag, worüber Du in dem Tagebuch, das ich nachher zu Hause schrieb, lesen kannst. Schließlich wurde ich am 28. Mai mit dem Rettungsauto nach Hause geführt. Die Sanitäter trugen mich über die Stiege und ich humpelte mühsam auf zwei Stöcken in mein Zimmer; selig, daß ich zu Hause war. Robert kam mit Dir am 29. Mai und pflegte mich bis am 2. Juni Helene kam und die Pflege übernahm.

Ich hatte das üble Abenteuer glücklich überstanden, war wieder lebenswillig und hatte guten Appetit. Meine Erfahrungen über die Gefährlichkeit des Daseins waren reichlich vermehrt, doch hatte ich in der vertrauten Umgebung wieder Arbeitslust. Ich schrieb zunächst Stimmen zu dem 3. Quartett, vollendete den „Wendelin“ und arbeitete den Operntext aus.

Den Sommer widmete ich einer fast brausenden Geselligkeit, die sich aus Helenes Aufenthalt ergab. Ich bin kein ungeselliger Mensch, doch tut mir zumeist um die Zeit leid, die man mir von der Arbeit stiehlt, ohne daß man durch die Geselligkeit mehr

gewinnen kann, als ziemlich plattes Geschwätz. Unter dem Vorwande meines Alters und meiner Erkrankung schränkte ich daher meine Geselligkeit auf ein Mindestmaß ein und verbrachte, wenn Gäste da waren, die meiste Zeit arbeitend in meinem Zimmer, dort schrieb ich fleißig an dieser Chronik und an der Biographie des Franz Schmidt.

Zinkenbach am 1. August 1952.

Helene Pessl hat zu Wunderers 75. Geburtstag alle Freunde dazugebracht, durch Subskription eine Ausgabe zweier Werke bei Doblinger in Druck erscheinen zu lassen. In einer Auflage von 500 Stück wurden damals die „Zinkenbacher Variationen“ für Klavier und die „Violasonate“ verlegt.

Neben seinen unzähligen Schriften kam aber auch ein Buch bei der „Universal Edition“ in Druck:

Mein alter Freund Stefan Mayer, Physiker und Vorstand des Radiuminstitutes in Wien wohnte seit seiner Pensionierung in Ischl. Er forderte mich auf, mit ihm zusammen eine „Instrumentenkunde“ zu schreiben. Ich tat es ganz gerne, doch quälte er mich später mit den Korrekturen des Buches, was mir einigermaßen lästig war. Indes hatte das Buch einigen Erfolg, und ich verdiente Geld, das mir als Zubuße zu meiner kargen Pension sehr willkommen war.

Im Jahre 1953 erlitt Wunderer einen Schlaganfall.

Dazu eine Erzählung seines Enkels Robert:

Als sein Vater deswegen nach Zinkenbach kam, war der Arzt sehr pessimistisch, bereitete den Sohn auf ein baldiges Ende vor und verbot strikt Alkohol und Rauchen. Wunderer hatte nämlich eine Angewohnheit, in der Nacht immer ein beim Bett bereit stehendes



Harrachstraße 42, A-4020 Linz
FON: 0732 / 78 39 14 FAX: 77 38 92
www.danner.at

kleines Stamperl zu trinken, sich umzudrehen und weiterzuschlafen. Nachdem nun der Arzt gegangen war, und die Nacht hereinbrach, ging es Wunderer schlecht, er jammerte vor Schmerzen und flehte nach seinem gewohnten Stamperl, so dass der Sohn dachte: „Wenn er vielleicht sowieso stirbt, ist das auch schon egal“ und ihm seine Medizin gab. Als am nächsten Morgen der Arzt erschien, ging es dem Patienten schon viel besser und der Arzt konnte sich die Verbesserung beim besten Willen nicht erklären. Als der Sohn mit der Wahrheit herausrückte, überlegte der Doktor kurz und meinte: „Wenn das so gut gewirkt hat, dann geben Sie ihm die Medizin weiter.“ Und für seine geliebte Pfeife fand die Haushälterin auch ein Mittel, ihm den gewohnten Genuss zu ermöglichen: Seine Pfeife wurde mit ausgekochtem Tabak gestopft, und er hatte zumindest eine Erinnerung an den Geschmack.

Seine geliebte Helene Pessl kehrte darauf auch wieder nach Österreich zurück, starb aber bereits am 29. August 1954. Am 29. Dezember 1955 ging sein reich erfülltes Leben zu Ende. Er fand am Friedhof von St. Gilgen mit seiner geliebten Helene im selben Grab seine letzte Ruhe.

Einer seiner letzten Briefe war an die Wiener Philharmoniker gerichtet und schildert uns seine letzten Tage:

Zinkenbach 15 IX 1954

Lieber Herr College Prof. H. Obermeier!

Die reichliche und hochwillkommene Zuwendung von den Philharmonikern, die ich gestern erhalten habe, hat mich wirklich gefreut. Ich schätze die Philharmoniker seit meiner Kindheit nicht nur als hervorragende Künstler, sondern auch als hochherzige hilfsbereite Kollegen. Als ich durch 9 Jahre Obmann war, habe ich von der Generalversammlung stets reichliche Mittel zur Verfügung gestellt bekommen, mit denen ich manchen Mangel der Pensionisten und Witwen lindern konnte. Ich sehe mit grosser Freude und Genugthuung, dass Sie, verehrter Herr College, diese Tradition getreu fortsetzen.

Im Namen aller Pensionisten danke Ich Ihnen und allen Philharmonikern herzlich für Ihre humanen Bestrebungen und halte Ihren Brief auch als ein Zeichen treuer Anhänglichkeit und collegialer Hilfsbereitschaft. Es gibt mir Gewähr, dass die Philharmoniker auch in Zukunft ihre alten Kollegen nicht

darben lassen werden. Bitte sprechen Sie der nächsten Generalversammlung meinen und der anderen Pensionisten allerherzlichsten Dank aus. Immer habe ich diese Versammlung als eine von musikalischen Aristokraten gehalten und war stolz, dass ich ihr angehören durfte. Dass ich jetzt als alter (77. J.) kranker und vom Schicksal geschlagener Mann nicht Angst haben muss, materielle Not zu leiden, ist im Bewusstsein, das mich glücklich macht, unsrer geliebten Institution anzugehören. Ich verdanke Ihr, neben den schönsten Kunsterlebnissen, die Sicherheit, dass brave Menschen ihre Brüder nicht notleiden lassen und sich in einer verarmten Welt nicht nur als treffliche hervorragende Künstler, sondern auch als Menschen mit guten Herzen erweisen. Das ist mir seit einem Jahr bettlägerigen Kranken eine der letzten Freuden meines an Freuden so reichen Lebens und ein tröstlicher Gedanke, dass ich Alter nicht ganz verlassen bin.

Ich liege seit einem Jahr mit halbgelähmten Beinen im Bett, kann zwar nicht gehen, doch der Kopf ist gesund geblieben und ich kann damit Partituren lesend dem Radio lauschen (das ich zum Teil auch Ihnen verdanke), sodass ich, meiner geliebten Kunst verbunden bleibend mich meinen vielfachen Erinnerungen widmen kann. Es geht mir demnach verhältnismässig ganz gut. Dazu kommt, dass ich die schönsten Erinnerungen an die Wiener Philharmoniker habe, denen ich die Ehre hatte, ein Leben lang anzugehören. Was diese Zugehörigkeit mir an Freuden gab, ist nicht abzuschätzen. Wenn ich jetzt als alter Musiker immer noch so viel Liebe und Hilfsbereitschaft von den Philharmonikern erfahre, [so ist das für mich eine ganz grosse Freude.] Nehmen auch Sie, verehrter Herr Kollege meinen besten Dank für den freundlichen Brief, der mich neben der reichlichen Zuwendung besonders gefreut hat, [entgegen]. Unter Ihrer Leitung wird, wie ich zuversichtlich hoffe, die Institution der Philharmoniker einer Zukunft entgegen gehen, die ihrer mehr als 100jährigen ruhmvollen Tradition entspricht.

Ich brauche Ihnen nicht erst sagen, dass meine Segenswünsche diese Zukunft begleiten und, dass ich im Namen der Kunst und der Menschlichkeit Ihnen Allen Glück wünsche.

Es grüsst Sie und unser glühend geliebtes Orchester, der sich stolz Ihren Ehrenvorstand nennt, Ihr stets ergebener alter

Alexander Wunderer

Schlussgedanken

Ich habe versucht, einen Überblick über das Leben Alexander Wunderers zu geben. Welche Bedeutung hat er heute für uns?

Aus Sicht der Oboisten kann man wohl sagen, dass es ohne ihn die Wiener Oboe nicht mehr gäbe. Als in Deutschland in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts (durch Fritz Flemming, 1. Oboist an der Staatsoper in Berlin) der Umstieg zur französischen Oboe eingeleitet wurde, blieb man in Wien unserem Instrumententypus treu. Dr. Hans Hadamowsky beschreibt dies in seiner Oboenschule (2. Teil: Etüden 3. Band) so:

Die vielen und vielfältigen verdienstvollen Tätigkeiten Wunderers werden aber überstrahlt von seiner wohl größten und bleibenden Leistung, die darin besteht, daß er in entscheidender Stunde erfolgreich ein Wahrer und Hüter unserer großen Oboetradition war. Wunderer wurde nicht müde, die Unvereinbarkeit der (pseudo) französischen (Vibrato-) Spielweise und den verfremdeten Klang der französischen Oboe mit unserer Musik zu predigen. Leider hat er es versäumt sein Wissen und seine Gedanken zu diesem Thema schriftlich niederzulegen. Umso überzeugender wirkte er jedoch in diesem Sinne durch die Tat: sein Künstlertum als Bläser.

Eine kleine, aber ungemein aufschlußreiche Begebenheit (sie wurde mir von unserem alten Philharmoniker Kollegen Arthur Schurig erzählt) beleuchtet das schlagartig: die Wiener Philharmoniker gaben (es mochte um etwa 1920 gewesen sein) ein Konzert in der Berliner Philharmonie. Auf den Podiumssitzen um das Orchester herum saßen Berliner Kollegen, und Schurig, der gerade unbeschäftigt war, saß unter ihnen (ich glaube, er hatte einige seiner sächsischen Landsleute unter den Berlinern). Wunderers Oboenspiel fand begeisterte Aufnahme – es war (so Schurig) ein Höhepunkt des Konzertes – und die Berliner Kollegen meinten übereinstimmend: „Ja, wir müssen zu dieser Oboe zurückkehren“

(N.B. Man war damals in Berlin bereits zur französischen Oboe übergegangen.)

Sein Eintreten für Franz Schmidt hat mich zu einem begeisterten Verehrer Schmidts gemacht und ich kann jedem nur empfehlen, sich mehr von ihm anzuhören. Die Bachgemeinde existiert heute noch (unter Leitung Wolfgang Gabriels) und zahlreiche Schüler haben

seine Gedanken in die ganze Welt getragen, wie Eli Freud in Israel und auch Jella Pessl in New York.

Hadamowsky berichtet auch, dass Wunderer seine Schüler zur äußerst wichtigen Fähigkeit animiert hat, über den Tellerrand des Instrumentes zu schauen. Gerade bei der Oboe ist es wichtig, zu wissen, was man da eigentlich spielt, welche Funktion man gerade in diesem oder jenem Akkord hat und wie man Phrasen gestaltet, wo man hinspielt oder abphrasiert. Seine Schüler studierten oft Harmonielehre, Kontrapunkt, bzw. Tonsatz und Komposition und reüssierten auch auf anderen Gebieten als auf der Oboe. Und als Vorbild: Er war ein Spätstarter. Es ist also nicht immer zu spät! Man kann auch etwas werden, wenn man sich Zeit lässt und seine Sache gründlich macht. Er war fleißig und konsequent, ging den Sachen und Werken auf den Grund und dachte nach, um sich ein eigenes Urteil zu bilden. Er war wach, sensibel und konnte mit Leuten gut umgehen. Er ließ sich nicht politisch vereinnahmen, war aber trotzdem „wohl gelitten“. Während der Nazizeit verstand er es geschickt, sich abzugrenzen und sich und seiner Einstellung treu zu bleiben. Außerdem gefällt mir, wie er sich auch abseits von Musik intensiv mit Philosophie und dem Menschsein, dem Verstehen und der Kunst beschäftigte.

Einer meiner besten Freunde würde sagen: „Er war ein wahrer Held“, und besser kann man es beim besten Willen nicht ausdrücken.

Danksagung:

Zu besonderem Dank bin ich dem Enkel DI Robert Wunderer und dem Neffen Prof. Ewald Winkler verpflichtet. Auch seiner Frau Christl sowie der Nichte Fr. Prof. Helga Nemetz, nicht nur für die gute Verpflegung. Auch der Enkelin seiner Schwester Pauline, Fr. Dr. Susanne Sveceny, Fr. Christina Clark und den beiden Zeitzeugen Georg Hödlmoser aus Zinkenbach und Eli Freud, dem letzten noch lebenden Oboenschüler an der Staatsakademie, habe ich zu danken; der Leiterin des hist. Universitätsarchivs für Musik Fr. Dr. Lynne Heller, die riesige Folianten mühelos stemmte, in allen Laden für mich suchte und ihrem Mitarbeiter Erwin Strouhal, der immer alle Wünsche bereits erfüllt hatte, kaum dass sie geäußert wurden; Fr. Mag. Haizmann und Dr. Robert Holzner (Mozarteum Salzburg), wo man mir extra die Türen öffnete; Dr. Clemens Hellsberg für die Erlaubnis zur Recherche im Archiv der Wiener Philharmoniker und Dr. Sylvia Kargl für die Betreuung; der immer hilfsbereiten Fr. Dr. Carmen Ottner (Franz Schmidt Gesellschaft), deren Vater (Franz Bahner) noch zum 60. Geburtstag Wunderers mitgewirkt hat, und meinem Freund Mag. Bernhard Paul für die Hilfe bei allen organisatorischen Angelegenheiten und Unterstützung bei Ausgrabungen aller Art.